



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastorkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

Bestellungen auf den Christenboten nehmen entgegen
die Pfarrämter in Badenfurt, São Bento, Blumenau,
Brusque, Florianópolis, Hammonia, Itoupava, Pom-
merode, Quadra-Braço do Norte, Gheresopolis, Santa

Gheresa, Gimbo in Santa Catharina; Lapa in Paraná,
Santos, São Paulo, Rio Claro, Campinas in São
Paulo; Juiz de Fora in Minas Geraes; California,
Leopoldino I in Espírito Santo; Rio de Janeiro, Pe-

tropolis in Rio de Janeiro. Der Christenbote erscheint
Anfang jedes Monats und kostet in Santa Catharina
\$500, in Mittel-Brasilien \$200. Der Bezugspreis
ist an die betreffenden Pfarrämter zu entrichten.

10. Jahrgang.

Blumenau, im Juni 1917.

Nr. 6.

Gebet an den Sonntag.

Allen, die in Trübe irren,
sollst du eine Heimat sein.
Nimm sie aus den grauen Wirren
in dein strahlend Schloß hinein.

Allen, die nach Liebe gingen,
sechs verarmte Tage lang,
sollst du sieben Leuchten bringen,
sieben Harfen voll von Klang.

Allen Müden, die die schwere
sorgendunkle Woche brach,
sei mit deinem Seraphsheere
ein entglühter Siegestag.

Alle, die nach Hause wollen,
nimm an deine weiche Hand.
Zeig du uns die wundervollen
Berge von dem andern Land.

G. Schüler.

Andacht.

Matthäus 22, 37—40. Du sollst lieben Gott,
deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele
und von ganzem Gemüte. Dies ist das vornehmste
und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich:
Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In
diesen zwei Geboten hanget das ganze Gesetz und
die Propheten. —

Vor wenigen Tagen haben wir das Trinitatisfest ge-
feiert. Mit ihm hat die festliche Hälfte des Kirchenjahres
ihren Abschluß erreicht. Vor uns liegt nun die sogenannte
festlose Zeit, die mit dem 1. Sonntag nach Trinitatis be-
ginnt und sich bis zum Totensonntag erstreckt. Wenn es nun
recht um uns bestellt ist, so haben wir das Trinitatisfest nicht
an uns vorübergehen lassen, ohne noch einmal der großen
Heilstatsachen zu gedenken und ohne Gott, dem Herrn, noch
einmal von Herzen dafür zu danken, daß er uns auch im ver-
gangenen Halbjahr sein Wort und Sakrament erhalten hat
und wir in Frieden unsere Gottesdienste feiern durften. Durch
seine Gnade haben wir abermals die drei großen Feste Wei-
nachten, Ostern und Pfingsten miteinander gefeiert. Diese
aber haben uns aufs neue an die großen Heilstaten unseres
Gottes erinnert und uns aufs neue zum Bewußtsein gebracht,
wie reich wir gesegnet sind mit himmlischen Gütern durch
Christum. So hat uns also die festliche Hälfte unseres Kirchen-

jahres gezeigt, was Gott zu unserm Heil getan und noch tut.
Dagegen will uns nun die festlose Hälfte, in die wir jetzt
eingetreten sind, vor allem darauf hinweisen und daran er-
innern, was wir tun sollen und wie wir leben müssen, um
uns der großen Wohlthaten unseres Gottes würdig zu erwei-
sen. Nun, alle Gebote, die wir als Christen zu erfüllen haben,
lassen sich in dies eine Gebot zusammenfassen: „Du sollst lie-
ben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele
und von ganzem Gemüte“, denn „dies ist“, wie es der Herr
Jesus selbst bezeugt hat, „das vornehmste und größte Gebot“. Solche Liebe aber, wie sie hier gefordert wird, findet sich nur
da, wo man nach Gott, als dem höchsten Gute, ein herzliches
Verlangen hat und an der Vollbringung seines Willens seine
größte Lust und Freude findet, wo man aus voller Ueber-
zeugung heraus sprechen kann: „Wie der Hirsch schreiet nach
frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir, meine
Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott“; oder wie
es im 40. Psalm heißt: „Deinen Willen, mein Gott, tu ich
gerne, und dein Gesetz hab ich in meinem Herzen“. So ist
also die Liebe zu Gott ihrem Wesen nach ein herzliches Seh-
nen des menschlichen Herzens nach Gemeinschaft mit Gott, die
völlige Hingabe an ihn und vor allem eine dringende Nei-
gung des Willens, den göttlichen Geboten willig Gehorsam
zu leisten, denn der Apostel Johannes schreibt in seinem ersten
Brieft mit Recht: „Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine
Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer.“ —

Wenn wir uns nun aber fragen, ob wir dies alles er-
füllt haben und ob wir uns bemüht haben, Gott über alles
zu lieben, so müssen wir leider bekennen, daß es noch schlecht
mit uns bestellt ist, denn oftmals haben wir uns den Kindern
der Welt gleichgestellt, die ihr Herz ganz an irdische Dinge
hängen und die ihre eigene Ehre, ihr Geld und ihre Vergnü-
gungen mehr lieben als Gott. Ach, wie weit sind wir da
hinter der Forderung unseres Textes zurückgeblieben: „Du
sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von
ganzer Seele und von ganzem Gemüte!“ Dies ist das
vornehmste und größte Gebot, und doch haben wir es so
wenig beachtet, und doch haben wir uns so wenig bemüht,
es zu erfüllen und das darum, weil noch zu viel Weltgeist
in uns steckte u. wir von unseren Lieblingsünden nicht lassen
wollen. Soll es in dieser Beziehung besser mit uns werden,
so müssen wir mit unserem alten sündigen Wesen brechen und
die Mahnung des Apostels beherzigen: „Habt nicht lieb die
Welt, noch was in der Welt ist. So jemand die Welt lieb
hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters.“ Erst wenn wir
uns so innerlich von der Welt mit ihrer Lust und ihrem Leid
losgelöst haben, wird Raum in unserm Herzen für die Liebe
zu Gott. Erst dann können wir Gott lieben „von ganzem
Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte“, und
damit kehrt wahres Glück und wahre Freude in unser Herz

ein. — Wo aber solche innige Liebe zu Gott herrscht, da fehlt es auch nicht an der Liebe zu den Brüdern, sondern da erfüllt man auch das andere Gebot aus eigenem Antrieb: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!“ Von diesem Gebot sagt der Herr, daß es dem ersten gleich sei und das darum, weil es ein Abbild desselben ist, und weil sich die Liebe zu Gott in der Nächstenliebe als ihrer notwendigen Frucht erweist. Rechte Nächstenliebe aber findet sich da, wo man seinen Mitmenschen nur Gutes wünscht, wo man mit ihren Nöten und Gebrechen herzlichem Mitleid hat und wo man nach Kräften bemüht ist, zu ihrer Glückseligkeit beizutragen. Ach, wie arm sind wir noch an solcher Liebe! Statt dessen findet sich in unseren Herzen noch so viel Selbstsucht, Haß, Neid, Mißgunst und Unversönlichkeit. Das aber ist ein Beweis dafür, daß es mit unserm Christentum noch recht schlecht bestellt ist. Ohne Liebe giebt es nun einmal keinen wahren Christen und Paulus hat recht, wenn er im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes schreibt: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle“. Das laßt uns wohl bedenken und uns darum vor allem der Liebe befleißigen, der Liebe, die da langmütig und freundlich ist, die nicht das Ihre sucht, die sich nicht erbittern läßt, die das Böse nicht zurechnet. Solche Nächstenliebe ist ein sicherer Prüfstein dafür, ob wir Gott lieben oder nicht, denn 1. Joh. 4, 20 heißt es: „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?!“ So sind also Gottes- und Menschenliebe durch ein unauflösliches Band miteinander verknüpft, die eine kann nicht ohne die andere sein. Das wollen wir recht beherzigen und uns demgemäß bemühen, das Gebot der Gottesliebe und Nächstenliebe immer besser zu erfüllen, denn „in diesen beiden Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten“, d. h., wer diese beiden Gebote erfüllt, der hat alles getan, was das Gesetz und die Propheten von uns fordern und damit hat er den höchsten Grad der sittlichen Vollkommenheit erreicht. Und darum soll es nun auch zum Schluß bei uns heißen:

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht,
Liebe, die du mich so milde
Nach dem Fall hast wiederbracht,
Liebe, dir ergeb ich mich,

Amen. O.

Mahnung.

Schilt nimmermehr die Stunde hart,
die fort von dir was Teures reiht!
Sie schreitet durch die Gegenwart
als ferner Zukunft dunkler Geist;
sie will dich vorbereiten, ernst,
auf das, was unabwendbar droht,
damit du heut entbehren lernst,
was morgen sicher raubt der Tod.

F. Hebbel.

Die Reformation.

Die 95 Thesen und ihre Wirkung.

(Schluß.)

3. Die Wirkung.

Mit welcher Schnelligkeit die Thesen, die bald auch ins Deutsche übersetzt wurden und im Druck erschienen, überall sich verbreiteten, davon erzählt ein Zeitgenosse: „Ehe 14 Tage vergingen, waren diese Sätze durch ganz Deutschland und in vier Wochen schier die ganze Christenheit durchgelaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer und trügens vor aller Menschen Augen.“ Ein Prediger, Dr. Fled, brach, als die die Thesen in seinem Kloster zu Steinlausig bei Bitterfeld angeschlagen fand, in den Ruf aus: „Ho, ho, er ist da, der es tun wird“. Bald bekamen die Ablassprediger die Folgen des Angriffs, der auf ihren Handel gemacht war, auch schon beim Volke zu fühlen: Teufel mußte an Orten, wo er vorher einen reichen Markt gehabt hatte, leer oder gar mit Beschimpfungen abziehen.

Über gerade in seiner nächsten Umgebung fand Luther zunächst wenig Unterstützung und Verständnis. Seine Ordensbrüder, die Augustinermönche, kamen erschrocken zu ihm und baten ihn, den Orden nicht in Schanden zu bringen; sie fürchteten, daß er „brennen“ müsse. Sie mochten an Johann Hus und Savonarola denken, jene Vorläufer der Reformation, welche für ihr Eifern gegen die Irrlehre und Verderbnisse der Kirche den Flammentod erlitten hatten. Es gab viele tiefer denkende Geister unter den Theologen jener Zeit, welche Luther innerlich zustimmten, aber alle Hoffnung auf eine Besserung der kirchlichen Verhältnisse aufgegeben hatten. Solcher Hoffnungslosigkeit gab der gelehrte Hamburger Theologe Albert Kranz, als er die Thesen noch kurz vor seinem Tode gelesen hatte, Ausdruck, indem er sprach: „Du sagst die Wahrheit, guter Bruder, aber du wirst nichts ausrichten; geh in deine Zelle und sprich: Gott, erbarme dich meiner!“

Luther selbst erschraut, daß die Thesen, so wie er sie hinausgegeben hatte, schon solche Verbreitung erhielten. Er hatte nur auf eine wunde Stelle den Finger gelegt und gehofft, andere würden die Sache weiterführen. Er strebte nicht auf den Schauplatz kirchlicher Kämpfe und „mochte viel lieber — wie er einmal sagte — einem schönen Kampf der Geister zuschauen als selber zu einem Schauspiel werden.“ Als er dann aber in die Öffentlichkeit getrieben wurde, da nahm er den Kampf gegen die Papstkirche mit heiligem Mut und Gottvertrauen auf.

Diese Wirkung des Thesenanschlags auf das weitere Verhalten Luthers selbst ist von höchster Bedeutung. Nachdem er einmal die Sache in Gottes Namen angegriffen hatte, ließ er sie Gott anheimgestellt und wurde von ihr weitergetragen. Als einige Gelehrte sich über ihn ärgerten und ihm Hochmut vorwarfen, erklärte er: Anhänger des Alten würden bei jedem, der Neues vorzutragen wage, Hochmut argmöhnen; jene dürften nicht erwarten, daß er für das, was er herausgebe, erst ihren Rat und Beschluß einholen werde. „Ich will, sagte er, „nicht daß nach Menschen Rat, sondern daß nach Gottes Rat geschehe, was ich tue; ist das Werk aus Gott, wer wird's hindern?; ist's nicht aus Gott, wer wird's fördern? Es geschehe nicht mein, noch ihr, noch unser, sondern dein Wille, heiliger Vater im Himmel.“ Ebenso wies er die ängstlichen Warnungen seiner Ordensbrüder ab: „Ist's nicht in Gottes Namen angefangen, so wird's bald fallen; ist's aber in seinem Namen angefangen, so laßt denselbigen machen.“

Und der Herr bekannte sich sichtbarlich zu dem Reformationswerk seines frommen, treuen Knechts Martin Luther. So wenig Luther im Anfange seines Kampfes mit Rom an einen Bruch mit dem Papst und seiner Kirche gedacht hatte, so sicher ging doch die reformatorische Bewegung ihrem Endziele zu, und Luther ward Gottes wichtigstes Werkzeug. Nur schwer und allmählich riß er sich von der alten Ehrfurcht gegen den Papst los. Nichts ist merkwürdiger als die Art, wie er allmählich der römischen Kirche entfremdet wurde. Bescheiden und ohne Ehrgeiz, hing er mit tiefster Ehrfurcht an der hohen Idee der Kirche, der Gemeinschaft der Gläubigen seit fünfzehn Jahrhunderten. Und doch sollte er in vier kurzen Jahren geschieden sein von dem Glauben seiner Väter, hinweggeschleudert von dem Boden, in dem er so fest gewurzelt war. Der Kampf gegen die römische Papstkirche ward von ihm siegreich bestanden. Nur wenige treue Gefährten standen ihm zur Seite, seit 1518 der Gelehrte Philipp Melancthon. Dreimal versuchte die römische Partei ihn zum Schweigen zu bringen, durch den Kardinal Cajetan, den päpstlichen Kammerherrn Karl von Miltiz und den Theologieprofessor D. Eck. Dreimal sprach Luther selbst zum Papst in Briefen, welche zu den wertvollsten Dokumenten jener Jahre gehören. Dann aber kam die Scheidung, er wurde verflucht und gebannt, und am 10. Dezember 1520 verbrannte er vor dem Elstertore zu Wittenberg die Bannbulle, den päpstlichen Erlaß, der den Bann aussprach, mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn (Christus) betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer.“ Mit freudiger Zuversicht zog er nach Worms, damit die Fürsten seiner Nation entschieden, ob er sterbe oder hinfort unter ihnen lebe ohne Papst und ohne Kirche, allein nach der heiligen Schrift.

Das deutsche Volk aber hat sich mit überwiegender Mehrheit für Luther und das reine Evangelium entschieden. Auch unsere evangelischen Gemeinden in Brasilien wollen am 31. Oktober dieses Jahres sich dankbar erinnern der Wirkungen, die von jenem Thesenanschlag vor 400 Jahren auf die Welt ausgingen, und geloben, festzuhalten an dem Erbe der deutschen

Reformation für alle Zeiten. Unsere teure evangelische Kirche möge sich die Mahnung gefallen lassen: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme!“ (Offenb. 3, 11.) G.

—○○○—

Luthersprüche.

Gott sorgt, wir aber sollen arbeiten.

Glaube ist der Christen Reichtum.

Der Glaube sieht auf's Wort, nicht auf die Prediger.

Das Evangelium kommt von Gott, zeigt Christum und fordert Glauben.

Werke gehören dem Nächsten, der Glaube Gott.

Die Liebe sieht Undankbarkeit nicht an.

Aus lauter Gnade und Barmherzigkeit werden wir selig, so wir darauf vertrauen; Gott aber muß die Herzen ändern.

—○○○—

Gerechte Beurteilung der Feinde und richtige Selbsteinschätzung.

Wenn sich jemand die Frage vorlegt, beurteile ich meine Feinde gerecht und schätze ich mich selbst richtig ein, so ist dies schon ein Zeichen echt deutschen christlichen Geistes. Ich sage absichtlich, „sich selbst richtig einschätzen“ und nicht „sich selbst gerecht beurteilen“. Das letztere geht über die menschliche Kraft. Wenn ich auch nach bestem Wissen und Gewissen den gleichen Maßstab anlege an mein Tun wie an das meiner Umgebung, werden mir doch immer wieder Fehler im Urteilen unterlaufen, die meistens zu meinen Gunsten, seltener zu meinen Ungunsten sind. Ich selbst kann mich nur einschätzen, dabei der Wahrheit mehr oder weniger nahe kommen. Damit muß ich mich als Mensch hienieden begnügen. Streng genommen kann ich auch meinen Nächsten nicht gerecht beurteilen. Das vermag nur Gott. Auf ein vollkommen gerechtes Urteil kann kein Mensch Anspruch machen. Doch kann ich bei Beurteilung anderer viel leichter von mir selbst absehen. Ein gerechter Richter muß sich selbst vergessen. Wenn ich Feinde oder Freunde zu beurteilen habe, hat das gewiß seine großen Schwierigkeiten. Man muß es aber trotzdem wagen, auch auf die Gefahr hin, in Fehler zu verfallen. Wenn ich den Mut nicht dazu habe, muß ich schweigen wie ein indischer Weise. Damit hört aber zugleich alles menschliche Gemeinschaftsleben auf. Nun sollen wahrhaftig nicht solche Leute in Schutz genommen werden, die bei sich und ihren Freunden nur Licht, bei ihren Feinden nur Schatten sehen. Es ist nicht zuleugnen, daß dies gerade jetzt in dem großen Weltkriege vielfach vorkommt. Da gibt es so manches törichte unsinnige Urteilen über Dinge, die man nicht versteht und genauer kennt. Da erscheinen die Deutschen und ihre Verbündeten oft als lauter tapfere, edelmütige Helden, unsere Gegner als feige, elende Schurken und Gauner. Von der Gegenseite schallt es selbstverständlich in entgegengesetztem Sinne in die Welt. Als Christen kommen wir um die Wahrheitsfrage nicht herum. Wahrheit ist ohne Gerechtigkeit nicht zu denken. Gerechtigkeit ist aber, wie es oft mißstanden wird, nicht immer Gleichheit. Der Ruf der französischen Revolution ist Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Das ist die Grundlage der von den Franzosen beeinflussten Zivilisation. Der Wahlspruch der preussischen Könige lautet anders: „Jedem das Seine“. Im letzten und tiefsten Grunde wird jetzt im Weltkriege ausgefochten, ob die Welt in den nächsten Jahrhunderten mit dem Ziel „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ oder „jedem das Seine“ regiert werden soll. Jedenfalls hat dieser echt preussische Grundsatz zunächst erst einmal dem deutschen Geiste eine zielbewußte Richtung gegeben und die Deutschen von ihrer alten Schwäche, der sogenannten Uebergerechtigkeit befreit, daß sie bei den anderen Völkern lauter Vorzüge, aber bei sich selbst nur die Gebrechen sahen. Freilich ganz frei sind wir immer noch nicht von dieser kraftlosen Gerechtigkeit, die das Unrecht in der Welt nicht beseitigt; sondern nur bestärkt. Wenn man etwa auf dem Standpunkte steht, daß die Franzosen, Engländer, Russen, Serben, Montenegriner, Japaner, Portugiesen, Italiener, Rumänen, Belgier, mit derselben tiefinnerlichsten Berechtigung in den Krieg gezogen sind wie die Deutschen, Österreicher, Ungarn, Türken, Bulgaren,

so kann man nicht als Christ auf einer Seite mitkämpfen. Den alten Söldnerheeren war diese Frage gleichgültig, Volksheeren ist sie es nun und nimmer mehr. Wer für eine Seite auch nur mit seiner Sympathie Partei ergreift, muß sich darüber klar sein, wo sind die besseren Menschen, die höheren Ziele, wo liegt das größere Recht, warum wünsche ich diesem oder jenem den Sieg? Ich darf doch nicht nur meinen Freunden, sondern muß der gerechten Sache den Sieg wünschen. Man darf sich auch dadurch nicht irre machen lassen, wenn beide Parteien von der Verteidigung ihrer gerechten Sache reden und den Gegnern die gleichen Vorwürfe machen. Jetzt im Weltkriege werden oft von beiden Seiten, mitunter sogar buchstäblich dieselben Worte gebraucht. Aber wenn zwei dasselbe reden, ist es nicht dasselbe. Wenn ich in meinem Urteil keinen Unterschied mache, ohne zu prüfen, werde ich ungerecht. Es kommt darauf an der Sache auf den Grund zu gehen. Wer hat Recht, um diese Frage darf man nicht herumgehen. Es ist keine Sachlichkeit, wenn ich dabei die persönlichen Dinge nicht sehen will.

Solche und ähnliche Erwägungen haben mich immer geleitet, wenn ich die Kirchsnachrichten gelesen und über die Kriegslage nachgedacht habe. Es kam mir darauf an, die Gegner Deutschlands gerecht zu beurteilen und die Deutschen wie ihre Verbündeten richtig einzuschätzen. Nun las ich kürzlich im Sonntagsblatt für die evangelischen Gemeinden in Brasilien, das in Rio Grande do Sul erscheint, einen Aufsatz: „Zweierlei Maß“. Angeführt wird an der Spitze der Bibel spruch Johannes 7, 24: „Richtet nicht nach dem Ansehen, sondern richtet ein rechtes Gericht“. Die Schriftleitung des Blattes hat, wie sie sagt, gezögert den Artikel aufzunehmen, da er stellenweise zu schwarz färbe, meint aber doch, es schade nichts, auch solche Stimmen zu Worte kommen zu lassen. Es ist anzunehmen, daß im Rio Grandenser Sonntagsblatt demnächst auch Gegenartikel erscheinen werden. Denn der Aufsatz „Zweierlei Maß“ hinterläßt im Leser ein niederdrückendes Gefühl. Er ist eine wohlgemeinte Busspredigt, läßt aber keine rechte Freude aufkommen. Hauptgedanke ist der, die Deutschen hätten in ihrer Beurteilung über ihre jetzigen Feinde und Freunde gewechselt. Die augenblicklichen Urteile könnten also auch nicht so ohne weiteres richtig sein.

Früher sei Rußland und Deutschland verbündet gewesen, jetzt spräche man von „moskowitischen Horden“. Frankreich sei vor dem Kriege mit Liebenswürdigkeiten und Schmeicheleien bedacht worden, damals seien die Franzosen unbestritten vornehmste Träger der Zivilisation gewesen. Und heute?

Die Engländer hätten als vornehmste Germanen gegolten, man wäre stolz auf die Wetterwirtschaft gewesen, jetzt seien es Verräter am Germanentum, oder es seien Kelten. Man könne sich nicht mehr genug in Haß und Verachtung ausschämen.

Die Japaner, einst die „Preußen des Ostens“, das „ritterliche Volk der Samurai“, jetzt „gelbes Gesindel“. Es sei Rassenhände sich mit ihnen zu verbrüdern. Ob das auch der Fall gewesen wäre, wenn Japan mit Deutschland gegen Rußland und England gegangen wäre. Früher schrieben die Zeitungen von bulgarischen Greueln. Jetzt nachdem sich die Bulgaren nach vielem Schwanken an die Mittelmächte angeschlossen hätten, seien sie ein Heldenvolk.

Erfordert nun nach diesen Proben, die christliche Gerechtigkeit auszurufen: Vater ich habe habe gesündigt. Eine solche Selbstverurteilung wäre nicht sachlich, sondern sehr oberflächlich begründet. Wenn das deutsche Volk keinen größeren Irrtum begangen hätte, könnte es noch stolz sein. Hat es sich aber überhaupt dieser Fehler schuldig gemacht? Das deutsche Volk ist doch nicht die urteilslose Masse, die gewiß auch unter ihm zu finden ist, das wie ein Rohr im Winde hin und her schwankt. Es sind auch nicht immer dieselben Stimmen, die vor und während des Krieges zu Wort gekommen sind.

Gewiß war Preußen, Deutschland lange Jahre mit Rußland im Bunde und in Freundschaft zur Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm III. und unter Bismard. In der Zeit der Freiheitskriege war es ein gemeinsamer Feind, der Rußland und Preußen einte. Das deutsche Volk hat damals „die moskowitischen Horden“, die als Freunde kamen, wohl gekannt und nicht anders geurteilt als heute. Bismard kannte sie nur zu gut. Darum hielt er auf „gute“ Beziehungen. Es war keine Russenliebe, sondern Selbstliebe. Daß die Russen den Namen „moskowitische Horden“ verdienen, haben die Reichsweschräufen, die in Memel eingefallen sind, bewiesen. Es ist Schwäche, die Dinge nicht so zu nennen, wie sie liegen.

Was Frankreich anbelangt, so waren es doch in Deutschland nur gewisse undeutsche Kreise, die in den Franzosen die Träger der Kultur sahen. Es ist auch nicht unrichtig gegen jemand zuerst liebenswürdig zu sein und ihn zu gewinnen trachten, wie sich der Kaiser öfter gegen die Franzosen verhalten hat, und dann das Schwert zu ergreifen, um ihm seinen Uebermut zu vertreiben. Der Wechsel darf nur nicht der Laune entspringen und muß begründet sein. Uebrigens hat ein großer Teil des deutschen Volkes auch nicht einmal die Liebenswürdigkeit gegen die Franzosen mitgemacht. Man urteilte vor dem Kriege ebenso wie jetzt, nur etwas milder, was auch verständlich ist.

Schon vor dem Kriege war der Stolz auf die englische Vetternschaft in Deutschland sehr geteilt. Es ist klar, daß es nicht dieselben sind, die sich jetzt der germanischen Vetternschaft der Engländer schämen oder von den Engländern als Heutzutage in der überwiegenden Mehrheit Kelten reden. Vielfach sind solche Urteile auch schon vor dem Kriege vorhanden gewesen. Es ist verständlich, daß sie jetzt größere Verbreitung gefunden haben, besonders bei solchen, die vorher gar nicht darüber nachgedacht haben. Man muß doch auch annehmen, daß der eine oder der andere unter tiefen innerlichen Schmerzen bei den Erfahrungen, die er machen mußte, sein Urteil geändert hat und gern zu seinen früheren Ansichten zurückkehren würde, wenn er könnte.

Ich erinnere mich, daß vor den Nachrichten der „bulgarischen Greuel“ als sie spielten, schon sofort in deutschen Zeitungen als aus englischer Quelle stammend, gewarnt wurde. Sodann ist in Deutschland während jener Kriege schon allgemein die soldatische Tüchtigkeit der Bulgaren anerkannt worden, obwohl man mit seiner Sympathie und aus Interessengemeinschaft auf Seiten der Türken stand. Das ist deutsche Gerechtigkeit. Sogar in der Politik gibt es eine gewisse Beständigkeit des Urteils. Gute Politik richtet sich nach den Verhältnissen und diese verändern sich doch nicht so schnell als die leichtesten Gedanken und Stimmungen.

Hollands Deutschlands Politik der gelben Rasse gegenüber scheint mir keinem Wechsel unterworfen gewesen zu sein. Die urteilslose Menge mag geschwankt haben. Wenn Deutsche von der Rassenfahnde der Engländer wegen ihres Bündnisses mit Japan reden, haben sie volles Recht. Wäre das bekannte Wort des Kaisers, das sicherlich stets der Leistern seiner Politik gewesen ist, von den andern Mächten verstanden worden: Völker Europas wahrt eure heiligsten Güter, so wäre es zu diesem Weltkriege nie gekommen. Sicherlich würde auch nur die äußerste Not die Deutschen zu einem solchen Bündnis zwingen, das die Engländer aus kluger Berechnung geschlossen haben. Wenn Deutschland europäische Kulturgüter opfern wollte, könnte es das Bündnis sicherlich haben. Zunächst versucht es aber mit eigener Kraft auszukommen. Es war gewiß politisch unklug, daß die Deutschen den Japanern zum Fortschritt mitverholfen haben. Unsittlich war es aber jedenfalls nicht. England handelt in Indien schlauer, ladet aber die Verantwortlichkeit dafür auf sich, wenn die indischen Völker unter seiner Herrschaft wirtschaftlich und dann auch sittlich zu Grunde gehen.

Der Schreiber des Artikels „Zweierlei Maß“ findet nun auch Ungerechtigkeit und Gedankenlosigkeit bei der Darstellung von Einzelheiten des Kriegsgeschehens. Da sind die „Grausamkeiten“. Man sei auf deutscher Seite davon vielfach still geworden. Das stimmt aber nicht. Die Nachrichten lehren immer wieder und nicht nur als bloßes Gerede. Eine große Menge ist erwiesen. Die Statistik über den Russeneinfall in Ostpreußen sagt genug. Wenn jemand darauf hinweisen kann, daß auch manche anfänglichen Gerüchte verstummt sind, so verdankt er das nur der Ehrlichkeit deutscher Behörden. Mir ist nicht bekannt, daß die Engländer, Franzosen usw. ihre Völker beschwichtigt hätten. Auf der andern Seite ist es überflüssig darauf hinzuweisen, daß unter den deutschen Soldaten nicht lauter gute Elemente sind, wo doch auch im Frieden in Deutschland viele Verbrechen bestraft werden müssen. Es ist aber gefährlich daraus weitere Schlüsse zu ziehen, ohne die Disziplin der deutschen Soldaten mit in Rechnung zu ziehen. Wer diese selbst nicht näher kennt, dem muß ihr Dasein aus den Feldzugserfolgen einleuchten. Die Offiziere und Generale müssen ihre Leute in der Hand haben. Wer also auch auf deutscher Seite mehr als nur ganz vereinzelte Grausamkeiten annimmt, beduht damit das ganze Offizierkorps. Wenn auf frühere Fälle im Chinafeldzuge hingewiesen wird, so ist zu beachten, daß eben die deutschen Offiziere ihre Leute im

Muge haben, daß so gelegentliche Uebergriffe und gar Freveltaten amtlich bekannt werden, während in vielen anderen Heeren der einzelne Soldat außerhalb des eigentlichen Dienstes völlig frei ist, daß dann die Vorgesetzten gar nicht sehen, was geschieht. Dieses stolze Selbstbewußtsein ist kein Pharisäismus; sondern auf Tatsachen begründet. Daß ebenso die deutsche Heeresleitung, Munitions- und Lebensmittel-Versorgung und was damit zusammenhängt, Krankendienst usw. besser in Ordnung ist im Allgemeinen, bei gelegentlichen Mängeln im Einzelnen, ist durch den bisherigen Verlauf des Krieges bei dem Kampfe gegen eine gewaltige Uebermacht erwiesen. Die Leistungen des Gegners können dabei voll anerkannt werden, auch wenn die deutschen Witzblätter sie verspotten. Jeder Verständige weiß, wie er die Witzblätter zu bewerten hat. Die Neigung dazu ist ein allgemeines menschliches Bedürfnis, wodurch sich der Geist auf Augenblicke über den Ernst des Lebens täuschen will. Es ist noch lange kein Beweis, daß der Mensch das verachtet, worüber er seine Wize macht. Oft ist das Gegenteil der Fall. Das Entscheidende ist, daß die deutschen Witzblätter die bodenlose Gemeinheit der gegnerischen vermeiden, oder daß solche in Deutschland nicht geduldet werden. Natürlich ist in Deutschland durch den Krieg auch nicht jede Torheit ausgerottet. Einzelfälle sind zurecht zu stellen. Aber vor Verallgemeinerungen muß man sich hüten.

Das Zweierlei Maß bei Buchung der Kriegsgewinne und -Verluste. Da muß man doch wohl unterscheiden zwischen den amtlichen Darstellungen der deutschen Heeresleitungen und den Bemerkungen, die manche Zeitungsschreiber, die von Taktik, Strategie und andern Kriegswissenschaften nichts verstehen, in gutem Glauben dazu geschrieben haben. Ein deutscher Generalstabsoffizier soll einmal gesagt haben: „Wir sagen entweder gar nichts oder die Wahrheit“. Das ist ein Grundsatz, der nur für den Zeugen vor Gericht nicht sittlich ist. Sonst ist er im Leben überhaupt, besonders im Kampf wohl zu empfehlen. Der Edelmut dem Gegner eine gute Waffe in die Hand zu drücken, bleibt Torheit. Man beachte dann mit welcher Vorsicht, jedes Wort genau überlegt, die amtlichen Heereberichte den Verlust von z. B. Przemyśl bekanntgaben. Viele Zeitungsschreiber dagegen sind im höchsten Grade ungeschickt. Wer sich diplomatisch gewandt ausdrücken kann, ist lange nicht so genötigt, zu lügen. Bei den Feinden möchte ich auch gelegentlich vieler Kriegslügen nicht in reiner Bosheit die Schuld suchen. Sie sind zuerst zu unvorsichtig in ihren Behauptungen gewesen und kommen ohne offenbare Unwahrheiten aus der Schlinge, in der sie sich selbst gefangen haben, nicht wieder heraus. Die deutschen amtlichen Berichte kann man doch auch nicht anzweifeln, wenn man etwa auf Tirpitz und Moltke hinweist, die wie amtlich verlautete wegen Krankheit ihr Amt niedergelegt haben. Bei Moltke hat sich dessen Herzkrankheit durch seinen plötzlichen Tod im Vollsinn als richtig erwiesen. Sonst muß man nur die amtliche Sprache kennen. Bei Tirpitz hat sich gewiß kein Einsichtiger täuschen lassen. Es handelt sich um die Höflichkeit. Es kann doch in einem später zu veröfentlichenden Schreiben nicht heißen: Deine Politik erkenne ich nicht für richtig an. Das wäre eine Taktlosigkeit. Ein Minister ist doch kein Schulfunge. Die Wahrheitsfanatiker, die jede Höflichkeit verwerfen, pflegen meistens sehr wenig feinfühlig zu sein, entrüsten sich aber, wenn jemand ihnen seine wahre Meinung ohne jede Rücksichtnahme in's Gesicht sagt. Im Falle Tirpitz wie in allen ähnlichen bleibt es dabei auch noch richtig, daß der Beamte, der um seine Entlassung einkommt, weil seine Pläne nicht genehmigt werden, darunter auch körperlich leidet. Damit ist nicht gesagt, daß er sich nicht sofort gesundheitlich wie ein Fisch im Wasser fühlen würde, wenn er seine Vorschläge zur Ausführung bringen kann. Ist jede Höflichkeit gleich unangebrachte Schönfärberei? Man prüfe sich selbst nicht nur rein sachlich, sondern auch persönlich.

Wie ist es aber nun mit der Kriegsernte 1914? Sie wurde zuerst als ausgezeichnet hingestellt. Nachher kam heraus, es war die schlechteste seit Jahrzehnten. Wer daran Anstoß nimmt, hat von Landwirtschaft keine Ahnung. In Deutschland sind die Ackerböden und klimatischen Verhältnisse sehr verschieden. Eine über das ganze Land gleichmäßig gute oder schlechte Ernte gibt es niemals. Es ist doch so verständlich, es wäre ein Wunder gewesen, wenn es anders gewesen wäre, daß sich zunächst die Landwirte und Gegenden meldeten, die eine gute Ernte gehabt hatten. Die andern schwiegen. Als dann das Gesamtergebnis bekannt wurde, schwieg man weiter. Manch ein Uneingeweihter tröstete sich und die andern vielleicht noch mit den anfänglich gemeldeten guten Teilergebnissen. Wären diese

nicht gewesen, so wäre ja auch das Durchhalten unmöglich geworden. Erst als die Gefahr überwunden war, wurde die volle Wahrheit allgemein bekannt gegeben. In Friedenszeiten ist freilich der Gang meistens umgekehrt. Jede Mäusernte hierzulande zeigt das. Da hört man anfänglich nur die Klagen. Die Kolonisten, deren Pflanzung gut steht, sind ruhig. Wenn man sie darauf aufmerksam macht, sagen sie: Ja, aber man kann nicht wissen, was noch alles kommen kann. Wer einen richtigen Bauern fragt, wenn er seinen Schuppen bis oben gefüllt hat, ob er mit seiner Ernte auskäme, kann hören: „Ich weiß nicht, ob die (Wisch) Käfer nicht zuviel auffressen“. Der Fragende ist jetzt ebenso klug wie vorher oder auch nicht. Er kann aus der Antwort heraushören, was er will. Ist das Unwahrhaftigkeit oder nicht vielmehr Zurückhaltung, das was man mit dem Fremdwort Diplomatie zu nennen pflegt? Ein Diplomat braucht keineswegs, wie man vielfach meint, voller Lügen zu stehen.

In einem Punkte, das ist ohne weiteres zugeben, hat man sich in Deutschland gewaltig geirrt, nämlich in der Beurteilung der Revolutionen in feindlichen Ländern in Rußland besonders. (Vor Bekanntwerden des Ausbruchs der Revolution in Rußland geschrieben.) Man hat allgemein mehr Wirkung auf den Kriegsverlauf erwartet. Auch die Kräfte der Gegner hat man vielfach unterschätzt; jedenfalls in der breiten Masse. Das ist verständlich. In seinem Urteil war man vielfach auf fremde Berichterstattung angewiesen. Sodann pflegt ein Volk, das noch an seine eigne Zukunft glaubt, eher zu optimistisch als zu pessimistisch zu urteilen. Das braucht noch kein Fehler zu sein. War aber das Urteil nicht völlig falsch, die Serben sind vernichtet, die jetzt noch immer erbittert weiter kämpfen? Das was man sonst unter dem Wort „Vernichtung“ versteht ist tatsächlich geschehen. Ein serbisches Volksheer vom serbischen Volke unterhalten, das die serbische Regierung durch ihre Generale unabhängig nach eigenem Ermessen leitet, gibt es tatsächlich nicht mehr. Es kämpfen nur noch Serben als gepresste Soldaten in fremdem Solde, die schonungslos sich opfern und überall voran müssen. Mit einer solchen Möglichkeit hat, ehe sie wirklich wurde, niemand gerechnet. Wird darum die deutsche Berichterstattung ebenso wenig glaublich wie die gegnerische?

Freilich auch den Feinden wird man zu gute halten müssen, daß sie sich auch oft über die Tragweite Deutschland ungünstiger Vorfälle getäuscht haben, daß sie auch öfter über die Kräfte der Mittelmächte im Irrtum waren. Nicht alle Unrichtigkeiten in ihren Meldungen sind bewusste Unwahrheiten. Dies zu sagen erfordert die Gerechtigkeit, auch dem ärgsten Feinde gegenüber. Aber wieviel offenkundige Lügen gibt es nicht auf ihrer Seite. Man versteht sie oft kaum, weil sie durch Tatsachen sich zu leicht widerlegen ließen. Auch hier erfordert die Gerechtigkeit wenigstens eine kleine Entschuldigung anzuführen. Der Ueberlegene hat es immer leichter bei der Wahrheit zu bleiben. Dem Sieger ist es nicht so schwer großmütig sich zu zeigen. Vor allen Dingen auf das gemeine Schimpfen braucht er sich nicht zu legen. Der Deutsche nennt den Franzosen vielleicht auch einmal mitunter ein wenig spöttisch „Franzmann“. In dem Worte allein liegt noch keine Beleidigung, diese kommt, wenn man so will, erst durch den Ton hinein, der in das Wort gelegt wird. Dagegen sprechen die Franzosen von den Deutschen fast immer nur als von den Boches. Es ist dies ein denkbar gemeines Wort. Wer sich so verrannt hat, ist keines gerechten Urteils mehr fähig. Muß man einen solchen Gegner, der seiner Menschenwürde so viel vergeben und sich so erniedrigt hat, nicht doch vielleicht mehr bedauern als hassen?

Wenn wir auf der andern Seite von Gott den Sieg der Mittelmächte erleben, müssen wir nicht in diese Bitte das Gebet einschließen, daß er den Deutschen insbesondere die gerechte Beurteilung der Feinde und die richtige Selbsteinschätzung erhalten und uns darin bestärken möge?

R

Bento kamen 70, von Joinville 65. Kein einziger fehlte beim Aufruf. Alle stellten sich zur militärischen Dienstpflicht; sie sangen patriotische Lieder. Nicht ein einziger entzog sich der Pflicht (desertierte).

Hier (in Rio) sehe ich fortwährend zahlreiche Desertionen von Söhnen von Brasilianern und daraus folgende Prozesse. Auf Seiten der Teutobrasilianer kam kein einziger Fall vor. Die Pflicht wurde mit mechanischer Genauigkeit erfüllt. Die Mütter der Ausgelosten verließen das Hauswesen und begleiteten auf weiten und beschwerlichen Reisen ihre Söhne bis zur Kaserne.

Ich stehe dafür ein, daß alle diese Freiwilligen viel standhafter, viel gefestere, viel tapferer Brasilien verteidigen werden, als gewisse Patrioten, die nie ein Gewehr zur Hand nehmen und die immer Mittel finden werden, den Krieg mit Hilfe der ganzen Welt zu führen, nur nicht mit Hilfe ihrer eigenen Person.“

In diesem Zusammenhang sei noch darauf hingewiesen, daß bei der weiterschreitenden Einführung der Dienstpflicht die Gründung von Soldatenheimen in den Garnisonstädten eine wichtige Aufgabe der evangelischen Gemeinden wird A.

—○○—

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Die Evangelische Kirchengemeinde Hansa-Hammonia im Jahre 1916.

Auf der dritten ordentlichen Tagung des Evangelischen Gemeindeverbands von Santa Catharina ist beschlossen worden, das Festopfer der Gemeinden am Reformationsjubiläum der Kirchbau-Kasse von Hammonia zukommen zu lassen. Vielleicht faßt auch die mittelbrasilianische Synode einen ähnlichen Beschluß. Da ist es wohl am Platze, daß sich die Gemeinde Hansa-Hammonia im Munizipium Blumenau durch ihren Jahresbericht etwas näher vorstellt. Für die Mitglieder u. Leser in der Hansa selbst dürfte ein Vergleich mit den Berichten anderer Gemeinden in manchen Stücken lehrreich sein. Ebenso für den Pfarrer. In der Lebenslehre (Biologie) ist der Vergleich die förderlichste Betrachtungsweise.

Das Gemeindegebiet; die Entstehung der Kolonie Hansa; die Zusammensetzung und Zahl der Bewohner.

Vor 20 Jahren war das jetzige Gemeindegebiet noch reiner Urwald; reich an Wild, ein Jagdgrund der Lippenpflock tragenden Koroaden. Kein einziger Brasilianer hatte noch gewagt, im Tale des Nordarms des Itajahy, des jetzigen Rio Hercilio, als Intruso sich niederzulassen. Ganz kühne weiße Jäger wagten zeitweise in das Tal einzudringen, das durch den Kamm der Serra do Mar wie durch einen Querringel von den Ansiedlungen am großen Itajahy abgeschnitten war. Nur ein frommer Einsiedler hatte es schon Jahre zuvor einmal unternommen, hart am Einfluß des Rio Hercilio in den Itajahy, am jetzigen Bahnhof Hansa, sich niederzulassen, um in Verbindung mit den Wilden zu kommen und als Missionar unter ihnen zu wirken. Aber Mühe und Wagemut blieben ungelohnt; er konnte keine Beziehungen zu den Indianern anknüpfen. Und doch hatte diese erste Siedlungsstat einen idealen Wert. Sie geschah ein Zeichen des Kreuzes, die späteren Ansiedler mahnend, unter diesem Zeichen sich zu sammeln, prophetisch hinweisend auf die Aufgabe, die Indianer zu zähmen. Gerade als der Weltkrieg ausbrach und die christlichen Völker in Europa begannen, sich blutig zu zerfleischen, da kam es zu einer friedlichen Verständigung zwischen Weißen und Roten auf der weit vorgeschobenen Station des bundesstaatlichen Indianerdienstes am Rio Plate, einem Nebenfluß des Rio Hercilio.

Im Jahre 1895 hatte die Staatsregierung von Santa Catharina dem Hamburger Kolonisations-Verein von 1849, der Joinville und S. Bento gegründet hatte, eine neue Landkonzession von 600 000 Hektar in den Munizipien S. Bento, Joinville, Blumenau, Curitiba, Lages, Garopaba gewährt. Die Konzession ging im Jahre 1897 an die Hansatische Kolonisations-Gesellschaft in Hamburg über, deren Vorsitzender Dr. jur. Scharlach wurde. Geschäftsführer bzw. Koloniedirektoren wurden, nach Ausscheiden von Herrn Dr. K. Faber, der den neuen Landkontrakt abgeschlossen hatte, die Herren A. W. Sellin, Ph. Dörr, F. Mörsch. Kolonie-

Eine ehrende Anerkennung des deutschen Pflichtbegriffs.

Dr. Celso Bayma, Deputierter für Santa Catharina, wurde in Rio über den Fall „Paulo Renaux“, der den Lesern aus den Tageblättern bekannt ist, ausgefragt. Er wies bei Verdächtigung der Familie Renaux als ganz unbegründet, ja gemein zurück und führte weiter aus: „Wir haben in Santa Catharina viele deutsch-brasilianische Freiwillige. Von São

Inspektor des Hercilio-Distrikts war lange Herr L. Abry, der noch heute für die Interessen der Kolonie stets eintritt. Das wirkliche Besiedelungsgebiet, in dem die Arbeit aufgenommen und dann durch Umfassungsvermessung, Auszahlung und Landtitel sicher gestellt wurde, zerfällt in vier Bezirke: Itapocu 30 000 Hektar; Itajah-Hercilio 127 000 Hektar; Pirahy 2000 Hektar; Sertão S. Bento 10 000 Hektar.

Das Hercilio-Gebiet ist, wie man sieht, der größte dieser Distrikte; die obige Angabe betrifft nur das im Umfang vermessene Land; das ganze Konzessionsgebiet wurde anfänglich auf 350 000 Hektar geschätzt; es wird in Wirklichkeit aber nur 230 000 Hektar betragen, wovon noch große Stücke abgehen werden, die von Moema und Lucena aus schon besiedelt sind. Von den 127 000 Hektar des Hercilio-Landes waren am Ende des Jahres 1916 etwa 20 000 Hektar an Kolonisten abgegeben, so daß die Koloniedirektion noch über 100 000 Hektar, also etwa 4000 Kolonien, den Landsuchern anzubieten hat. Wie werden sich Plätze wie Hammonia, Neuberlin, Neubremen heben, wenn das Hinterland vollends besiedelt ist! Im November 1897 erforschten die Herren Koloniedirektor Sellin und Ingenieur E. Odebrecht den Rio Hercilio und sein Tal auf einer langen und schwierigen Erkundungsfahrt bis über den Rio Tenele hinauf, soweit der Fluß schiffbar war. Dann wurde die Umfangsvermessung veranlaßt und der Weg über die Serra do Mar (Cacho-Berg) in Angriff genommen; bald darauf auch mit dem Bau des Einwandererhauses in Hammonia begonnen. Zu diesen Arbeiten wurden Kolonisten und deren Söhne aus den alten Koloniebezirken verwendet. Durch eine im Jahre 1898 erreichte Wänderung des Vertrags von 1895 konnten bis zu $\frac{1}{4}$ der Bewohnerzahl einheimische Kolonisten angesiedelt werden. Sie wurden in den Landesarbeiten die Lehrmeister der neuen Einwanderer, die zum zähen Ausharren und fleißigen Arbeiten durch das eigene Beispiel ermunterten, wie die nun schon verstorbenen Richard Bahr, August Möller, Heinrich Siwert, oder die noch lebenden Adolf Schurt, Albert Roglin, Carl Schulze, Johannes Kröger, Johann Schlüter, um nur einige Namen der Älteren von vielen zu nennen. Die tüchtigen Kräfte der Neuen brachten als Mitgift in die Kolonie ihre geistige Lebendigkeit, wirtschaftliche Strebsamkeit und organisatorische Fähigkeit, so der kolonial-älteste neue Einwanderer Carl Engelhardt, neuerdings der Anreger der Stärkefabrikation, P. Krause, der jetzige Intendent und Polizeimeister, A. Läser, W. Fredel, die langjährigen und derzeitigen Mitglieder des Kirchenvorstands, R. Zimmer, der die erste Ziegelei einrichtete, Th. Reitenbach, der land- und wirtschaffliche Schriftsteller besonders über das nun so blühende Mollereiwesen, E. Bendrath, muß- und rechtskundig, S. Sievers, der Vorsitzende der Konsum- und Mollerei-Genossenschaft. Kolonisten und dann Lehrer wurden A. Müller, jetzt auch Gerichtsschreiber, W. Bähr, D. Unbehauen, L. Dehnerdt. Mit der Kolonie verband S. Ziege die erste Mühle in Neubremen, A. Vanselow errichtete ebendort ein vielseitiges Geschäftshaus, E. Strauch eine große Imkerei, um auch von den Neuen nur einige Namen und zwar nur aus der Gründerzeit zu erwähnen.

Wie eine gesunde Mischung von neuen und alten Kolonisten eintret, so auch von verschiedenen Volksstämmen; zu den Pommern, Holsteinern und Mecklenburgern, aus denen vorwiegend die Alten bestanden, kamen die Gruppen der Schwaben, die Familien Schlegel, Eberspächer, Schwaderer, Riß, den landwirtschaftlichen Ruhm ihres Stammes erneuernd, die meist katholischen Bayern, die Schweizer, deren schon sinken wollendes Fähnlein R. Müller aufrecht hochhält, die Sachsen (Läser, Ziege, Zimmer), die Schleier wie die Göbel in Neubreslau, die Deutschrussen am Oberen Rafael wie W. Martin und A. Rienas.

Von den vielen tüchtigen Jüngeren und später Gekommenen, noch zu reden, die schon an die Plätze und in die Fußstapfen anderer traten, würde bei diesem Rückblick auf die Zeit der Entstehung der Kolonie und der Zusammensetzung ihrer Bewohner, zu weit führen. Weil es von allgemeinem Interesse ist, seien hier noch die jetzigen Beamten der Kolonisation erwähnt, der Koloniedirektor J. Deele, der das Wohl von Kirche und Schule stets im Auge hat, der Vermesser W. Weber und der Buch- und Kassenwart S. B. Schmid, der sich seit Jahren auch um die geordnete Führung des Kassenwesens von Kirche und Schule in Hammonia verdient gemacht hat! Er ist gegenwärtig Kassierer der Schule von Hammonia, während S. Köpfel die Kassen des Sprengels Hammonia und der ganzen Gemeinde mit größter Sorgfalt führt. Die Zu-

war aber nach der Hansa waren jedoch nicht alle rein deutsch und evangelisch. Von Anfang an kamen auch deutsche Katholiken und das Zahlenverhältnis war längere Zeit wie 2:1 zwischen Evangelischen und Katholischen. Dann zogen auch mehr und mehr Brasilianer und Italiener in die Kolonie, besonders in solche Gegenden, die die Deutschen wegen der Bodenbeschaffenheit oder wegen des Fiebers nicht liebten, so daß jetzt das Verhältnis wie 4:3 sein wird.

(Fortsetzung folgt.)

São Bento. Die Einsegnung unserer diesjährigen Konfirmanden, die sonst immer am Palmsonntag stattfand, mußte diesmal wegen Krankheit des Ortspfarrers auf den 22. April verschoben werden. Trotzdem war unsere Kirche, die am Tage zuvor von den Konfirmanden schon mit Palmenzweigen und Blumen ausgeschmückt worden war, bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Konfirmationsrede lag das Textwort zu Grunde: Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben! —

Zur Erhöhung der Feier trug auch das vom Kirchenchor gesungene Lied bei: So nimm denn meine Hände. Die Zahl der Konfirmanden betrug 34. Die Namen sind folgende: Oskar Monich, Arno Klaumann, Friedrich Neubauer, Rudolf Schade, Franz Schlegel, Ernst Giese, Alfred Wagner, Americo Reunemann, Gustav Mühlmann, Friedrich Benkendorf, Alex Knop, Wilhelm Rudnick, Alfred Maack, Hermann Heiden, Anton Elling, Amanda Neumann, Elise Bauneit, Marie Reichwald, Anitha Krause, Elise Henning, Margarete Uhlig, Gertha Scheide, Elise Monich, Elise Knop, Erna Feix, Elisabeth Söhtje, Elise Schlagenhauser, Ida Schröder, Berta Klaumann, Helene Rudnick, Hedwig Kellger, Ella Rahlte, Paula Heider, Ida Brand. — Eine Sammlung der Konfirmanden für die Heidenmission ergab 16\$500. — In der kleinen Nachbargemeinde Campo Alegre, welche 22 Mitglieder zählt, wurden am 6. Mai drei Konfirmandinnen eingeseget.

Am Karfreitag und am Ostersonntag hatte Herr Pfarrer Wiedmer aus Lapa für den erkrankten Ortspfarrer die Vertretung übernommen, wofür ihm auch an dieser Stelle noch einmal gedankt sein möge. — O.

Zur Kriegslage.

Unsere Telegramme über die Verhältnisse in Europa sind nicht viel glaubwürdiger geworden. Manches kann stimmen, vieles ist sicherlich oft verändert. So kam neulich hier ein Telegramm an, das behauptet, die deutschen Kohlenbergwerke arbeiteten „aus Mangel an Material“ nur noch fünf Stunden täglich (statt 24, wie es sonst üblich ist). Der „Mangel an Material“ kann sich nur auf Holz beziehen, das zum Absteifen der Gänge im Bergwerk in großen Massen gebraucht wird. Holzmangel besteht aber in Deutschland nicht, das noch zum mehr als vierten Teil von Wald bestanden ist, wohl aber in England, in dem der Waldbestand vor dem Kriege nur 3,9 vom Hundert der Bodensfläche betrug und inzwischen sicher noch gesunken ist. Wahrscheinlich bezog sich dies Telegramm also auf England, und ist nur aus alliiertenfreundlichen Gründen abgeändert worden. So entstehen die Nachrichten, die wir heute bekommen.

Wir brauchen uns nicht in Angst jagen zu lassen, noch steht Deutschland mit seinen Freunden unerschüttert, und die Engländer müssen schon zugeben, daß der Uboottkrieg ihre Lebensadern zu durchschneiden droht. Die Angriffe im Westen und in Oberitalien sind auch nicht gefährlich geworden. Prophezeien soll man nicht, aber eine kleine Ueberraschung der Firma Hindenburg und Ludendorff gegen die französischen und englischen Konkurrenten scheint bevorzustehen. — Uebrigens ist in Frankreich wieder ein neuer Oberfeldherr und in England wieder ein neuer Oberadmiral ernannt worden. Zeichen des Sieges sind das eigentlich für ihre Völker nicht.

In Rußland müssen liebliche Zustände herrschen. Nächstens setzt man als Preisrätsel die Frage aus: „Wer regiert dort eigentlich?“ In Portugal sieht es, wie es scheint, ähnlich aus. Und auch in England, dem „siegreichen“ England, muß die Regierung mit Waffengewalt gegen Arbeiterführer und Volksaufstände vorgehen. Hoffentlich bleibt es so, dann schreiben wir bald die Friedensbetrachtungen. N.

Für den Familientisch.

Der Gottesleugner.

Erzählung aus der Kolonie von C. Kleine.

(Schluß.)

Unter den Kajütenpassagieren befand sich ein Magdeburger mit Namen Wollberg. Er war unverheiratet und hatte mit diesem Schiff schon die dritte Reise von Hamburg nach Rio gemacht. Er trieb Schmuggelhandel mit Gold- und Silberfachen und allerlei anderen Schmuck- und Luxusgegenständen, woran er ein Heindengeld verdiente. Wollberg sprach mehrere Sprachen, war viel gereist und wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehekt. — Er erzählte mir, daß auf seiner vorigen Reise von Hamburg nach Rio auf diesem Schiffe die Cholera ausgebrochen wäre und ungefähr ein Drittel von 1010 Auswanderern dahingerafft hätte. — Sie können sich denken, welche Angst ich ausstand — nicht meiner, sondern meines Kindes wegen. — Konnte nicht, da das Schiff davon verseucht war, jeden Augenblick die fürchterliche Seuche wiederum ausbrechen? „Wenn Sie das wußten“ — sagte ich zu Wollberg — „warum haben Sie dieses Schiff wieder gewählt, hätte ich das in Hamburg erfahren, würde ich um alles in der Welt nicht mein Kind auf dieses Totenschiff gebracht haben.“ — Er zwakte die Kasse und lachte leise vor sich hin, dann sah er sich um, ob wir auch belauscht würden. Als er sah, daß niemand uns hören konnte, flüsterte er mir zu: „Wissen Sie, es ging kein anderes Schiff mit Auswanderern nach Rio, aber ich muß mit Auswanderern fahren, weil ihre Kisten nicht oder nur ganz oberflächlich untersucht werden, übrigens vor der Cholera sind wir sicher, wäre das Schiff nicht absolut rein davon, würde es die Hafenbehörde nicht auslaufen lassen.“ — „Sie verstecken also Ihre Waren bei den Auswandern, fürchten Sie keinen Verrat?“ — Er lachte wieder leise und erwiderte: „Verrat, nein, ich suche mir meine Leute aus und bis jetzt habe ich mich noch nie getäuscht und dann würde die Strafe nur den treffen, bei dem die Konterbande gefunden würde.“ — In dem Falle würden Sie also Ihr Eigentum ableugnen und die Ware preisgeben? — „Allerdings, denn die Strafgebelde sind zehnmal höher als der ganze Bettelekrum gekostet hat.“ — „Aber Ihr Fehler müßte unschuldig darunter leiden.“ — „Unschuldig? Ein Verräter ist niemals unschuldig.“ — Da sich mehrere Personen jetzt näherten, mußte das Gespräch abgebrochen werden.

Weil nun Wollberg die Verhältnisse in Brasilien schon kannte, suchte ich ihn darüber auszuforschen und so wurden wir nach und nach immer bekannter, und ich erfuhr, daß er ein sogenannter Freidenker, das heißt Gottesleugner, sei. — In diesem Punkte stimmten wir also überein, und als er dies merkte, lobte er mich und brachte es bald dahin, daß auch der letzte Glaubensfunke in mir erlosch. — Wohlbehalt kamen wir in Rio an. Nach kurzer Quarantäne wurden wir weiter befördert. Vierundachtzig Familien und sechzehn ledige Burschen wollten nach Blumenau in der Provinz Santa Catharina. Ihnen schloß ich mich an, weil Wollberg mir dazu geraten hatte. Ohne Unfall erreichten wir die deutsche Kolonie. — Und das andere wissen Sie. Was Sie aber nicht wissen können, ist mein qualvoller Seelenzustand all die Jahre hindurch, aber der fürchterliche Kampf ist zu Ende. — Ich bin neugeboren und laut und freudig will ich bekennen: „Wohl mir, ich bin ein Christ!“

Der Pastor hatte die ganze Zeit über mit Spannung Roberts Worten gelauscht und ihn mit keiner Silbe unterbrochen. Jetzt sah er Roberts mit leuchtenden Augen an und sagte feierlich: „Ein Christ, jawohl — ein Christ zum zweiten Male bist du geworden. Gleichwie das edle Metall erst durch Feuer gereinigt und geläutert wird, also ist deine Seele durch das Feuer der Anfechtungen, durch Kämpfe und Versuchungen, geläutert worden und siegreich hervorgegangen. Ohne Kampf gibt es keinen Sieg, und glaube mir, je schwerer der Kampf, desto glorreicher der Sieg. Ja, glaube mir: Jeder Gottesleugner täuscht nur sich selbst und es kommt bei ihm die Stunde — und wohl ihm, wenn es nicht die letzte ist — wo

er mit Schreden seine Selbsttäuschung inne wird und ihn die Reue über seinen Frevel erfasst. Und dann: Du hast es ja selbst erfahren, daß das Gewissen ein unbestechlicher Richter ist — frage es, und es wird dir antworten: Ja, es ist ein Gott! — Dies in der Bibel, lies in der Natur und überall steht mit Flammenschrift: „Ich bin der Herr, dein Gott!“ Du hast dich selbst einen Christen genannt, so sei es auch fortan mit ganzer Seele und denke an die Worte, die Jesus zu seinen Jüngern sagte: „Wer an mich glaubt, der wird selig werden — das walle Gott! — Amen“, sagte Roberts ebenso laut und bewegt als der Pastor. Beide Männer drückten sich die Hände, und in beider Augen schimmerte es feucht. — Sie hatten sich verstanden und jeder wußte, daß er dem anderen voll und ganz vertrauen durfte. — Eine Weile saßen beide sinnend nebeneinander, da hub der Pastor wieder an, aber diesmal im Gesprächston: „Es ist so, wie ich es gedacht und geahnt hatte: Ganz besondere Umstände haben hier zusammengewirkt, um Sie aus der Bahn zu schleudern, die zum ewigen Leben führt und wiederum sind es ganz besondere Umstände gewesen, die Sie auf die Bahn des christlichen Glaubens zurückführten. — Und jetzt, da Sie den Frieden Gottes wieder gefunden haben, soll alles Vergangene vergeben und vergessen sein!“ — „Amen“ — setzte Roberts wieder hinzu und erhob sich von der Bank, denn sie hatten unten zum Kaffee gerufen. — Aber der Pastor hat ihn noch einiges mit ihm zu besprechen. — Als Roberts wieder neben ihm saß, sagte der Pastor: „Vorausichtlich werden Sie bald allein in Ihrer Wohnung sein, das ist nicht gut, Sie bedürfen einer Stütze, eines Anhalts, eines treuen Lebensgefährten, der aber auf derselben Bildungsstufe stehen muß wie Sie, um Sie aufzuheitern und geistig anzuregen. Einen guten Kameraden, der Leid und Freude mit Ihnen teilt, dann erst wird die alte Schaffensfreudigkeit wieder über Sie kommen und gemeinsames Arbeiten bietet doppelten Genuß. — Nehmen Sie eine Frau, die zu Ihnen paßt!“

Roberts lächelte still vor sich hin und antwortete dann: „O — Else und Max werden ja meine Nachbarn — aber ich will ganz offen sein, denn ich weiß ja, wo Sie hinaus wollen, und weiß auch, daß Sie es gut mit mir meinen. — Ich habe die Witwe lieb gewonnen, wage aber nicht um ihre Hand zu bitten, weil sie das Heiraten abgelehnt hat, und weil ich nicht weiß, ob sie mir geneigt ist.“ — „Nun, das wird sich bald finden“ — meinte der Pastor und fuhr lächelnd fort: „Das wäre allerdings die Rechte für Sie und ich wünsche Ihnen viel Glück bei Ihrer Werbung!“ — „O, ich dachte — ich meinte — ich wollte Sie bitten, daß Sie erst einmal bei ihr forschaften, ob ich Aussicht habe oder nicht“ — stotterte Roberts verlegen hervor. — Aber der Pastor versetzte: „Oho, selber ist der Mann!“ — „Jawohl, aber das Gelöbniß?“ — „Nun, wenn es kein Schwall war, will ich die Verantwortung auf mich nehmen, wenn es gebrochen wird. Es gibt Umstände, wo ein Gelübde rückgängig gemacht werden kann, und hier handelt es sich vielleicht um das Glück zweier Menschen.“ — Dies machte dem Zaghaften Mut und er erwiderte entschlossen: „Gut, so will ich die Sache ins Reine bringen, entweder so oder so!“ — „Recht so, tun Sie das so bald wie möglich!“ — ermunterte ihn der Pastor. — Beide gingen nun langsam den Weg zurück. Unterwegs fragte der Pastor plötzlich: „Stehen Sie denn mit Ihren Angehörigen drüben in Briefwechsel?“ — „O, gewiß“, antwortete Roberts, „aber Anton läßt manchmal eine lange Pause eintreten, weil er oft auf Studienreisen ist.“ — „Also leben Ihre Eltern noch?“ — „Gewiß, sie leben noch und sind sogar noch verhältnismäßig sehr rüstig. Vater ist in Ruhestand versetzt worden und kann von seiner Pension anständig leben.“ — Indem waren sie beim Hause angelangt, und ihr Gespräch am Ende. —

Vier Monate danach wurde der Pastor zum Leid der ganzen Gemeinde versetzt, weit weg — bis nach Nordamerika, wo er auch zur ewigen Ruhe gegangen ist. — Kurz vor seiner Abreise traute er noch Roberts mit der Witwe und Max und Else. Es war eine Doppelhochzeit und auch im doppelten Sinne ein zwiefaches Fest, das nur durch den Gedanken an

die nahe bevorstehende Abreise des Pastors getrübt wurde. — Zwei Tage darauf mußte der Pastor von seiner Gemeinde scheiden. — Er nahm ihre Segenswünsche mit und ließ ein gutes Andenken zurück.

Und die beiden Paare — ob sie glücklich geworden sind? — Wir wollen die Beantwortung dem geehrten Leser überlassen.



Für das evangelische Krankenhaus und Altenheim wurden folgende Beträge gespendet:

L. Schwabe 25\$000.

Ph. Volles, G. Otto je 20\$000.

E. Jark, A. Ortmann, D. Lüders, W. Döge, R. Mantau je 10\$000.

R. Jensen, N. Jensen, Th. Eiert, D. Jensen, H. Wachholz, H. Dressel, C. Jensen, A. Otto, C. Hensel, M. Pasold, E. Hardt, D. Starke, C. Pagel, G. Junt, C. Baumann, D. Manske, J. Manske, A. Georg, F. Jindars, A. Jank, A. Ziehlsdorf, D. Hoeltgebaum, M. Hertel, H. Bogt, D. Lübke, H. Alabunde, J. Bauer, A. Steinbrink, F. Bauer, R. Bauer, R. Rothbarth je 5\$000.

J. Rohwer, A. Havenstein, G. Anäsel, L. Krutisch, P. Jensen, A. Otto, J. Bauer je 4\$000.

D. Jensen, E. Hein, G. Bünger, H. Havenstein, M. Stein, W. Sasse, A. Setter, A. Volles, J. Bruch, W. Borchert, W. Fröhner, A. N., J. Manske, W. Flohr, H. Güts, M. Pagel, F. Alabunde, M. Frikke, R. Gaulke, H. Rügen, R. Pollnow, F. Deu je 3\$000.

E. Jensen, H. Leuthäuser, R. Schaufert, Th. Manske, R. Flohr, G. Flohr, R. Mantau, A. Alabunde, D. Beck, H. Bürger, W. Tribek, Wwe. Bömk, D. Klitzke, E. Klemz, Wwe. Trapp, F. Dräger, E. Beck, Wwe. Jank, R. Jank, A. Güths, R. Güths, H. Ziehlsdorf, R. Bürger, H. Falde, A. Pagel, A. Kleine, R. Eichstädt, A. Eichstädt, Th. Hinsching, A. Hein, R. Bauer, W. Havenstein Ph. Bauer, W. Kühne, J. Bauer jun., H. Wulf, R. Kasulke, Th. Krüger, D. Frikke, A. Siebert, F. Gaulke, F. Bauer, P. Setter, M. Hinsching, A. Müller, M. Jülow, R. Eger, F. Setter, W. Danker je 2\$000.

A. Tribek, G. Pelsche, H. Volles je 1\$500.

H. Pasold, E. Publik, F. Splisner, F. Voigt, E. Rüdiger, D. Schwarz, D. Rüdiger, A. Rahn, M. Krüger, J. Mantau, P. Mlehen, R. Georg, R. Rüdert, G. Ramthun, D. Modrow, R. Tonn, A. Gaulke, J. Gudert, P. Bauer, F. Obertier, J. Sievers, A. Krause, R. Dräger, R. Zinke, R. Starke, Ch. Bauer, A. Hinsching, E. Manske, E. Schneider je 1\$000.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 10. Juni, 9 $\frac{1}{4}$ Uhr vorm.: Gottesd. in Garcia.
Sonntag, 17. Juni, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Blumenau.
Sonntag, 24. Juni, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Velha-Tiefe.

Sonntag, 1. Juli, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Blumenau.
Jeden Montag, nachm. von 3—5 Uhr, wird in der Kirche zu Blumenau evangelischer Religionsunterricht für die Schulkinder gehalten.

Pfarrer Voigt.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 10. Juni: Gottesd. in Massaranduba, Schule 58.
Sonntag, 17. Juni: Gottesdienst in Itoupava; 2 Uhr nachm.: Kinder Gottesd.

Sonntag, 24. Juni: Gottesd. in Itoupava-Rega; 2 Uhr Uhr: in Braço do Sul.

Sonntag, 1. Juli: Gottesd. und heil. Abendmahl in Seraphim (Quiz Alves).

Sonntag, 8. Juli: Gottesd. in Massaranduba, Sch. b. Witte.

Sonntag, 15. Juli: Gottesd. u. heil. Abendm. in Itoupava; 2 Uhr nachm.: Kinder Gottesd.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, 10. Juni: Gottesd. in Itoupavazinha; nachm.: Friedhofswiehe in Tatutiba I.

Sonntag, 17. Juni: Gottesd. u. heil. Abendm. in Alto Rio do Testa.

Sonntag, 24. Juni: Gottesd. u. heil. Abendm. in Badensfurt.

Sonntag, 1. Juli: Gottesd. in Fortaleza.

Sonntag, 8. Juli: Gottesd. u. heil. Abendmahl in Itoupavazinha.

Pfarrer Radlach.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 10. Juni, 10 Uhr vorm.: Gottesd. im Freiheitsbach.

Sonntag, 17. Juni: Gottesd. in Rio Abda.

Sonntag, 24. Juni: Gottesdienst in Cedro Alto; danach Beginn des Konfirmandenunterrichts.

Sonntag, 1. Juli: Gottesd. in Carijos.

Sonntag, 8. Juli: Gottesd. in Timbo.

Sonntag, 15. Juli: Gottesd. in Beneditto-Novo.

Der Konfirmandenunterricht beginnt am Dienstag, dem 3. Juli, 9 Uhr vorm., in der Kirche.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 3. Juni: Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 10. Juni: Gottesd. in Testa Central.

Sonntag, 17. Juni: Gottesd. in Pommerode.

Sonntag, 24. Juni: Gottesd. in Obere Rega.

Sonntag, 1. Juli: Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 8. Juli: Gottesd. in Riberão Grande.

Sonntag, 15. Juli: Gottesd. in Pommerode.

Pfarrer Liebhold.

Evangelische Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 15. Juli, 9 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm.: Gottesd., Konfirmation und heil. Abendmahl.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, 10. Juni: Gottesd. in S. Bento.

Sonntag, 17. Juni: Gottesd. in S. Bento u. Serrastrafe.

Sonntag, 24. Juni: Gottesd. in S. Bento u. Bechelbronn.

Sonntag, 1. Juli: Gottesd. in Humboldt.

Sonntag, 8. Juli: Gottesd. in S. Bento.

Sonntag, 15. Juli: Gottesd. in Campo Alegre.

Sonntag, 22. Juli: Gottesd. in S. Bento und Serrastrafe.

Sonntag, 29. Juli: Gottesd. in S. Bento und Bechelbronn.

Pfarrer Ortmann.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

Sonntag, 17. Juni, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Florianopolis; 10 Uhr vorm.: Kinder Gottesd.

Sonntag, 24. Juni, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in S. Amaro; 11 Uhr vorm.: Christenlehre.

Sonntag, 1. Juli, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Florianopolis; 10 Uhr vorm.: Kinder Gottesd.

Sonntag, 8. Juli, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Palhoça; 11 Uhr vorm.: Christenlehre.

Sonntag, 15. Juli, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Florianopolis; 10 Uhr vorm.: Kinder Gottesd.

Sonntag, 22. Juli, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in S. Amaro; 11 Uhr vorm.: Christenlehre.

Sonntag, 29. Juli, 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Florianopolis; 10 Uhr vorm.: Kinder Gottesd.

Sonntag, 5. August, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Palhoça; 11 Uhr vorm.: Christenlehre.

Bibelstunde findet in Florianopolis 14tägig Donnerstag nachm. 5 Uhr statt.

Pfarrer Brunow.

Evangelische Gemeinde Campinas.

Sonntag, 10. Juni, 9 Uhr vorm.: Jugendgottesd. in Campinas; 11 Uhr vorm.: Gottesd. in Campinas; 7 Uhr nachm.: Gottesd. in Campinas.

Sonntag, 17. Juni, 9 Uhr vorm.: Sonntagschule in Campinas; 11 Uhr vorm.: Gottesd. in Cosmopolis; 7 Uhr nachm.: Gottesd. in Campinas.

Sonntag, 24. Juni, 9 Uhr vorm.: Jugendgottesd. in Campinas; 11 Uhr vorm.: Gottesd. in Campinas; 7 Uhr nachm.: Gottesd. in Campinas.

Sonntag, 1. Juli, 9 Uhr vorm.: Jugendgottesd. in Campinas; 11 Uhr vorm.: Gottesd. in Campinas; 7 Uhr nachm.: Gottesd. in Campinas.

Sonntag, 8. Juli, 9 Uhr vorm.: Sonntagschule in Campinas; 11 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm.: Gottesd. u. heil. Abendm. in Ribeirão; 7 Uhr nachm.: Gottesd. in Campinas.

Sonntag, 15. Juli, 9 Uhr vorm.: Jugendgottesd. in Campinas; 11 Uhr vorm.: Gottesd. in Campinas; 7 Uhr nachm.: Gottesd. in Campinas.

Pfarrer J. J. Zint.